№ 27. Erster Jahrgang. 1840.



Redakteur: Reymann. (Glatz, den 4. Juli.) Druck bei J. Jungfer.

Bayard.

Oft mit Frankreichs Ritteradel liegt Herr Bayard in dem Feld,
Ohne Furcht und ohne Tadel, und dazu auch ohne Geld;
Schwach im Prahlen, stark im Hauen, recht von altem Schrot und Korn,
Bei der Plünd'rung nie zu schauen, bei Gefechten immer vorn.
Commandirt hat er noch nimmer, zieht nur mit der Masse hin,
Aber unverdrossen immer und mit kummerlosem Sinn.
Auch bedünkt ihm das nicht wichtig; denn er denkt: „Selbst ist der Mann;
Wenn ich um mich haue tüchtig, was gehn mich die Andern an?"
Aber im Aostathale, — was ein heißer Tag war das! —
Drängt der Feind mit Feu'r und Stahle die Franzosen durch den Paß;
Daß sie nur entwischen können, hält die Nachhut Stand im Thal, —
Da zum Commandeur ernennen sie den Bayard auch einmal.
Denn dort ist ein Ritter nöthig, der gewaltig um sich schlägt,
Und der sorglos und erbötig seine Haut zu Markte trägt.
Und mit seinem wackern Haufen hält Herr Bayard redlich Stand,
Bis das Heer im halben Laufen durch den Paß den Ausweg fand.
Doch da hat ihn schwer getroffen hinterlistig Blei von fern,
Hat getäuscht sein Ritterhoffen, denn vom Schwerdte stürb' er gern.
Es erschlaffen seine Sehnen; doch er weicht vom Platze nicht,
Läßt an einen Baum sich lehnen, nach dem Feind das Angesicht.
„Ha, du meine gute Klinge, bist nun unnütz meiner Hand!
Daß sie Heil der Seele bringe, pflanzet auf sie umgewandt!"
Ja, sein Stündlein hat geschlagen, Schlachtruf in Gebet verkehrt,
Und verkehrt muß vor ihm ragen nun als Cruzifix sein Schwerdt.
Ohne Furcht und Tadel betend, denkt er seiner Seele Heil,
Da, Verwundete zertretend, nah'n die Feinde schon in Eil.
Karl von Bourbon, der Verräther, braust daher im Siegertroß,
Und Herrn Bayard schnell erspäht er, sprengt heran und springt vom Roß;
Ueber ihn will er sich neigen, will ihn trösten ritterlich,
Mit bedauerndem Bezeigen; Bayard lächelt bitterlich:
„Wahrlich! nicht ist zu beklagen, wer so hohen Ruhm erwirbt,
Und, für's Vaterland erschlagen, ehrlich und als Ritter stirbt;
Aber wer, wie Ihr, verrathen König, Vaterland und Herd,
Ob auch glänzend seine Thaten, ist fürwahr bejammernswerth.
Drum, Herr Herzog, thut die Liebe mir, und stört mich fürder nicht,
Daß mein letztes Stündlein trübe kein Verrätherangesicht." —
Bayard stirbt besiegt. Erbleichend lächelt noch sein Antlitz mild.
Bourbon, wie ein Dieb entschleichend, stumm das Siegerhaupt verhüllt.

Ein Lustspiel.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen brachte der gefällige Freund, der Alfred in der vorigen Nacht durch List seiner

Freiheit beraubt hatte, diesen wieder zu seinem Vater zurück.

Alfred, redete ihn der Baron in sehr ernstem Tone an, Du besuchst Gesellschaften, die ich nicht kenne, Du kommst sehr oft in das Haus einer Madame Gerard?

Mein Vater . . .

Es ist dort ein schönes junges Mädchen, voll Anmuth und Talent?

Ja, mein Vater.

Der machst Du die Cour?

Ja, mein Vater.

Aber weißt Du nicht, daß Mademoiselle Clementine Gerard zu hoch steht für die Liebelei eines jungen Menschen, die nur ihrem Rufe und ihrer Zukunft schaden kann?

Gewiß, mein Vater, aber . . .

Lieber Sohn, Du wirst so gut sein, in Zukunft alle Besuche bei den Damen einzustellen . . . Ich bitte Dich darum, und Du weißt, daß ich nicht gern vergeblich bitte.

Du bist sehr streng mit mir, Vater.

Herr von Vigneux glaubte, in diesem Falle mit seinem Sohne sehr rasch verfahren zu dürfen, und hoffte so mit einem Male einer Liebschaft ein Ende zu machen, die er nur für eine von beiden Theilen flüchtig geschlossene und deshalb leicht wieder aufgegebene hielt. Eben hatte er Alfreds Zimmer verlassen, da kam Jean, dessen Bedienter, zu ihm: Gnädiger Herr, sagte er, Sie haben hier im Hause zu befehlen und können mich fortschicken, wenn es Ihnen beliebt, ich muß Ihnen deshalb treuer dienen, als ich Ihrem Herrn Sohn dienen kann. Da ist ein Brief . . .

Der Baron nahm ihn dem treuen Bedienten aus der Hand, las die Aufschrift, die an Alfred gerichtet war und erbrach ihn ohne langes Bedenken. Der Brief lautete:

„Theuerster Freund! Du konntest gestern nicht kommen, ich weiß, was Dich zurückhielt und verzeihe Dir. Diesen Abend, geliebter Freund, erwarte ich Dich um Mitternacht! Auf ewig die Deine! Clementine."

Wer kann das verstehen, fragte sich Alfreds Vater . . . sie will ihn also doch noch einmal sprechen, einerlei, ich werde mich einstellen. Abends eilf Uhr stieg Herr von Vigneux, nachdem er gewissenhafte Sorge dafür getragen hatte, daß Alfred das Weichbild von Paris nicht überschreiten könne, noch einmal zu Pferde und trabte nach Sceaux, hielt es jedoch für überflüssig, sich von Jean begleiten zu lassen; er kam bei dem Landhause einige Minuten vor Mitternacht glücklich an, fand die Thür gerade wie in der Nacht zuvor, nur angelehnt, band sein Pferd an einen Baum im Garten, schloß der Vorsicht wegen die Gartenthür behutsam wieder zu und schlug den Weg nach dem ihm schon bekannten grünen Salon ein, ohne eigentlich zu wissen, weshalb, und ohne an die Dunkelheit zu denken, unter deren Schutz das Rendezvous wieder stattfinden sollte, hatte der Baron einen sehr geschmackvollen Reitanzug gewählt, der seine noch jugendliche und kräftige Gestalt vortheilhaft hervortreten ließ.

Es steht also geschrieben, sagte er sich, daß junge Mädchen uns alte Leute stets belügen und betrügen; man hat gut ihnen schmeicheln, ihnen die Cour machen, was sie uns auch sagen und versprechen, es sind nie die aufrichtigen Gedanken ihres Herzens. Und doch, fuhr er dann fort, und ging raschen Schrittes die Allee hinab, die in den Salon führte, und doch bin ich noch kein Greis, ich bin wohl noch nicht einmal vierzig Jahr alt; erscheine ich in einem Salon, so sehen die Damen noch, ich darf wohl sagen, mit Wohlgefallen auf mich . . . Gestern hörte sie mich so aufmerksam an, antwortete mir gewiß nicht ohne das Bestreben, einen günstigen Eindruck auf mich zu bringen, und als ich sie verlassen, als das Rendezvous, denn es war eines für mich, und ein Rendezvous, an dessen glücklichem Erfolge ich mich wohl erfreuen durfte, eben vorüber, denkt sie nicht mehr an mich, und setzt sich hin, an meinen Sohn zu schreiben.

Der Baron gestand sich jetzt etwas ein: er liebte Mademoiselle Clementine. Das war sehr traurig, ein Vater sollte nie so die Wege des Sohnes durchkreuzen. Indessen war es nun doch so, und was war jetzt zu thun? Wie sollte er jetzt das junge Mädchen wieder anreden, die er nun zum zweitenmale überraschte. Sollte er als zorniger Vater auftreten, oder als eifersüchtiger Liebhaber? Ehe er noch diese Frage erwogen und entschieden hatte, stand er schon in dem kleinen grünen Salon, saß auf einer Bank, und hielt in seinen Händen die beleidigte weiße Hand, die ihm nicht entzogen worden. Ich bin es noch einmal, sagte er, noch einmal komme ich an Alfreds Stelle.

Die einzige Antwort, die er erhielt, war ein leises Lachen.

Sie scheinen nicht erstaunt, Mademoiselle, Sie lassen mir Ihre schöne Hand, Sie erwarteten also, mich wieder zu sehen?

Nicht ganz bestimmt, antwortete eine sanfte Stimme, aber doch von zwei Besuchen einen, entweder Ihren Herrn Sohn, dem ich dann die weisen Lehren wiederholt haben würde, die Sie so gütig waren, mir in der verflossenen Nacht zu geben, oder mein Brief fiel in Ihre Hände, und dann hoffte ich, Sie wieder zu sehen . . .

Bei diesen Worten verließ Herr von Vigneux alle Zurückhaltung, er fand in ihnen ein Geständniß, einen förmlichen Abschied für seinen Sohn. Damit schwanden ihm alle Gewissensbisse; Alfred war ja nicht geliebt, und er verdrängte ihn also nicht aus einem Herzen, das bis jetzt noch frei gewesen. Doch dachte er noch nicht gleich an das Heirathen — zunächst beklagte er die arme Clementine, die wahrscheinlich eine unvorsichtige und leichtsinnige Mutter habe, und dann — er war ja noch jung, weshalb sollte er nicht für sich in Anspruch nehmen, was der Jugend immer zur Entschuldigung gereicht? Doch berechnete er gleich, daß ihm ein allerdings geistvolles, aber unerfahres Mädchen gegenüber sitze, und so erschöpfte er sich denn zuerst in endlosen Betheuerungen, in heißen Liebeserklärungen und tausend Schwüren.

Aber HerrBaron, sagte ihm Clementine mit sanfter Stimme, ich begreife wohl, daß Ihr Sohn mich liebt, er hat mich gesehen, er kennt mich. Aber Sie, sind Sie auch sicher, mich zu lieben, da Sie niemals meine Züge sahen?

Sie wissen also nicht, antwortete er, wie scharf die Blicke der Liebe sind? Sie glauben, das Dunkel der Nacht entzieht Sie meinen Augen? Sie irren sich, Clementine, ich sehe Sie, ich sehe Ihre feinen Züge, Ihre rabenschwarzen Locken, das liebliche Oval Ihres Gesichts, und diesen Mund, dessen Lächeln mich glücklich machen würde.

Sie aber wickelte sich fester in ihren Shawl; Herr von Vigneux hatte die Wahrheit gesagt und sie fast ganz genau beschrieben; die Nacht war hell und freundlich, wie die Nacht es zuvor gewesen, und man konnte leicht Jemanden erkennen, dem man nahe saß. Alle seine Liebesversicherungen bewirkten indessen nur, daß ihm die junge Dame, nachdem sie sich lange hatte darum bitten lassen, noch ein drittes Rendezvous versprach.

Lieber Alfred, fragte Herr von Vigneux am folgenden Morgen seinen Sohn, liebst Du denn Fräulein Gerard wirklich?

Ja, mein Vater.

Du liebst sie wirklich, armer Junge, aber weißt Du auch gewiß, ob sie Dich liebt?

Ich zweifle nicht an ihrer Liebe.

Doch hast Du sie seit zwei Tagen nicht gesehen? Ich zwang Dich bei einem Rendezvous zu fehlen, das sie Dir versprochen hatte. Du mußt darüber sehr bestürzt sein.

Bestürzt? ach nein, nicht im Mindesten.

Wenn Du aber einen Nebenbuhler hättest?

Ach nein, das ist nicht möglich.

Nun, ich will ganz offen mit Dir reden, ich liebe Deine Clementine.

Ich hoffe auch, mein Vater, Du wirst sie einst sehr liebenswürdig finden.

Ich finde sie schon liebenswürdig, ich liebe sie, und denke Dir mein Unglück, fügte der heuchlerische Baron in traurigem Tone hinzu . . . ich, ich . . . sie liebt mich auch.

(Beschluß folgt.)

St. Helena.

Jetzt, wo aller Blicke nach dieser Felseninsel im großen Ocean gerichtet sind, und bei der bevorstehenden Rückkehr der Asche jenes Gewaltigen, die sie seit fast zwanzig Jahren in ihrem Schooße barg, ein erschütterndes Gefühl die Herzen bewegt, dürfte es nicht unwillkommen sein, eine Schilderung St. Helenas hier mitzutheilen, welche entlehnt ist aus Barro'ws Reisebericht über eine Gesandtschaft Englands nach China zu Anfang unsers Jahrhunderts, wo sicher Niemand ahndte, daß hier der Held der neueren Geschichte sein einsames, meerumfluthetes Grab finden werde. Interessant möchte diese Beschreibung noch besonders deshalb sein, weil in der neuesten Zeit französische Journalisten ein so düsteres Gemälde von jener Insel entwarfen, wodurch man verleitet werden könnte zu vermuthen, daß Haß jenen Verbannungsort gewählt, was hierdurch eo ipso widerlegt wird. Doch hören wir diesen Bericht selbst:

„St. Helena liegt am südlichen Theile des großen Weltmeeres ganz einsam nach allen Richtungen hin, weit von allem festen Lande, oder von Inseln entfernt (340 Seemeilen von der afrikanischen, 400 von der amerikanischen Küste) und ist als der höchste Punkt eines ungeheuern Berges anzusehen, der hier aus dem

Meere emporragt. Es ist eine Felsenmasse, deren hohe schroffe Zacken oftmals in Wolken gehüllt sind, von so ödem Ansehen, und die Küsten so steil, daß, wenn hier, wie bei der Insel Tristan d'Akunha, mehrere Inseln beisammen lägen, St. Helena gewiß „die Unzugängliche" würde benannt worden sein. Daß sie etwas hervorbringt, wird man fast nicht eher gewahr, als bis man auf der Rhede das, auswärts von öden Felsen eingeschlossene grünende Thal erblickt, welches nach dem richtigen Ausdruck eines Reisenden „dem Schrecken im Schooße" liegt. Die vulkanische Asche, welche man noch hin und wieder findet, beweiset, daß die Insel durch einen feuerspeienden Berg entstanden ist. Lava hat man bisher so wenig, als Mineralien und auch nur wenig Steinkohlenlager darin entdeckt. Der Gipfel ist mit Waldung bewachsen, und die Luft auf demselben so kalt, daß Früchte nicht leicht zur Reife kommen. Dagegen tragen diese Höhen in anderem Betracht zur Fruchtbarkeit der Insel bei, denn dort entspringen kleine krystallhelle Bäche, die sich mit malerischem Falle hinabstürzen und die Thäler wässern. Stürme sind selten, sowohl auf der Insel, als in der Gegend umher, eben so Gewitter: es scheint sich hier in der Atmosphäre wenig elektrische Materie zu erzeugen. *) St. Helena hält nicht volle 28 Meilen (deutsche) im Umfange. Unter dem Winde, d. h. an der Nordseite derselben, können Schiffe zu allen Jahreszeiten sicher vor Anker gehen, aber außerhalb der Bank, wo sich das Wasser plötzlich vertieft, ist der Ankergrund nicht zuverlässig. Die Flut steigt selten mehr als $3\frac{1}{2}$ Fuß, die Brandung aber geht oft fürchterlich, doch haben Schiffe nichts mehr davon zu besorgen, seitdem ein Landungsplatz förmlich gebaut worden ist. Dieses kleine Pünktchen Land im großen Ocean ward vor mehr als 200 Jahren von den Portugiesen entdeckt; von diesen eroberten es die Engländer, denen es die Holländer durch einen Ueberfall entrissen, bis es die Engländer auf gleiche Weise wieder an sich brachten. Bewohnt und angebaut sind blos die Thäler, und eins ist von dem andern durch so hohe und so schroffe Felsen getrennt, daß die Verbindung sehr erschwert uns für eine umständliche und beschwerliche Arbeit gehalten wird, von einer Seite der Insel zur andern zu gelangen. Wer von der Süd- nach der Nordseite herüberkommt, auf welcher letzteren der Gouverneur residirt, der pflegt bei dieser Gelegenheit ihm seine Aufwartung zu machen, oder, wie man es hier nennt „der geht zu Hofe." Es giebt indessen manchen ehrlichen Pflanzer, der in seinem Leben so weit nicht gekommen ist. Der Gouverneur hat jetzt auf den höchsten Punkten der Insel Signale anlegen lassen, vermittelst deren man, wenn Schiffe ankommen, gleich überall davon benachrichtigt werden kann, weil mehr oder minder jedem Einwohner daran gelegen sein muß, dies auf das Schleunigste zu wissen.

(Beschluß folgt.)

*) Für Naturforscher dürfte es zu beachten sein, daß zur Zeit der Reise Barrow's die Magnetnadel 16 Grad und 16 Minuten westlich abwich; seit 1790 hatte die Abweichung der Magnetnadel nach dieser Richtung um volle 2 Grad zugenommen.

Miscellen.

Ein öffentliches Blatt giebt an: „In dem Augenblicke, als Paganini dem Verscheiden nahe sei, war seiner Lieblingsgeige, die in der Nähe seines Krankenbettes hing, die G-Seite gesprungen. Er schlug die Augen noch einmal auf, betrachtete seine Geige, seufzte tief und verschied.

Paganini hat in seinem Testamente seine 8 Violinen den acht gegenwärtig lebenden größten Violinspielern als Andenken bestimmt. Fatis in Brüssel hat darüber zu entscheiden. Liszt erbt einen Brillantring, welchen Paganini von dem König der Franzosen erhalten, von Beriot eine Brillantnadel, welche der große Virtuose von der Kaiserin von Rußland, als Paganini bei der Anwesenheit der Monarchin in Berlin spielte, empfing. Man schätzt das Vermögen, das Paganini's Sohn erlangt, auf 2 Millionen Franks. Für den musikalischen Nachlaß Paganini's sind von drei Pariser Musikhändlern dem Vormunde des jungen Paganini 50,000 Franks geboten worden, für die noch unvollendete Violinschule des unsterblichen Meisters 60,000 Franks.

Die Mädchen und Frauen klagten vor Jupiter, daß ihrer Schönheit zu kurze Dauer verliehen sei und wünschten ein neues Naturgesetz zu ihren Gunsten. Da beschenkte sie Jupiter mit der Eitelkeit. Nun klagt keine Häßliche mehr, selbst keine Bejahrte. Alle glauben schön zu sein, oder schmeicheln sich, es zu scheinen.

Charade.

Ja schlecht bedient zu sein, ist eine wahre Plage!
Mein saub'rer Johann da — der hergelauf'ne Schuft! —
Wie oft und laut ihn auch die Zweit' und Dritte ruft,
Umsonst, er rührt sich nicht! So treibt er's alle Tage.
Und schelt' ich ihn darob, o weh, wie fährt er auf;
Wie läßt der Schlingel dann der ersten vollen Lauf!
Nun würde alle Welt das Ganze mir empfehlen,
Doch lass' ich lieber mir den Spruch empfohlen sein:
„Aus zweien Uebeln soll man das geringste wählen!"
Mein Bursche triumphirt, und ich — ich lenke ein. —
Ja schlecht bedient zu sein, ist eine wahre Plage!

Auflösung des Räthsels in Nr. 26: Kronprinz.
Auflösung der Charade: Neuland.

Hiezu eine Beilage.